

Philosophie.

Mensch und Welt. Eine Philosophie des Lebens. Von Rudolf Eucken. 8° (VIII u. 457 S.) Leipzig 1918, Quelle und Meyer. M 10.—; geb. M 12.—

In einem umfänglichen neuen Buche, das indessen wenig Neues enthält, sondern das schon öfter Gesagte und auch das nicht ohne ermüdende Breiten und Wiederholungen vorträgt, sucht Eucken, der bald Dreiundsiebzigjährige, für seine Weltanschauung zu werben.

„Mensch und Welt“: Eucken hat eine tiefe Empfindung dafür, daß in der Welt, wie sie uns unmittelbar gegeben ist, des Menschen bestes Streben kein Genügen findet. Über vieles müssen wir uns erheben, wenn wir nicht in Nichtigkeit untergehen wollen. Überwinden müssen wir, wie in reicher Gliederung ausgeführt wird, die Stufe der Natur, die Unzulänglichkeit des menschlichen Seelenstandes, die Zersplitterung des Geisteslebens. Eucken sagt hier vieles, was einzeln genommen der Zustimmung aller Ernstgerichteten sicher ist.

Er fordert die „Überwindung der Begrenzung“. Soweit das menschliche Leben und Tun der Naturstufe angehört, ist es in Grenzen geschlossen. Aber nicht wie ein unabänderliches Schicksal nimmt der Mensch diese Begrenzung hin, sondern sucht sich ihr mit heroischer Kraft zu entwinden. Es treibt den Menschen zwingend, alles irgendwie Vorhandene an sich zu ziehen und in seine Tätigkeit aufzunehmen, so daß sich im Laufe der Geschichte der Lebenskreis immer weiter ausdehnt. Was uns dabei vorschwebt, ist nicht bloß Endlosigkeit, ein potentiell Unendliches, dem sich immer noch etwas zufügen läßt, sondern die tatsächliche, verwirklichte, aktuelle Unendlichkeit, eine Ganzheit, die nichts außer sich läßt. Auch der Fortschrittsgedanke, der den modernen Menschen so hinreißend ergreift, ist aus dem Zusammenstoß von unendlicher Forderung und begrenzter Leistung entsprungen. Eucken führt hier Nikolaus von Cues an: „Immer mehr und mehr erkennen zu können ohne Ende, das ist das Abbild der ewigen Weisheit. Immer möchte der Mensch, was er erkennt, mehr erkennen, und was er liebt, mehr lieben, und die ganze Welt genügt ihm nicht, weil sie sein Erkenntnisverlangen nicht stillt“; „wie ein Feuer, das aus dem Kiesel erweckt ist, kann der Geist durch das Licht, das aus ihm strahlt, ohne alle Grenze wachsen“.

Ähnlich die Darstellung, wie der Mensch nach „Überwindung der Zeit“ strebt. Da wir über jede besondere Stelle des Zeilaufs uns zu erheben, in die Vergangenheit zurück — und in die Zukunft vorausschauend vermögen, gewahren wir die Nichtigkeit alles Geschehens. Die Gestalten ziehen wie Schatten an uns vorbei, um in den Abgrund des Nichts zu versinken. Auch über Einrichtungen und Lehren gehen wie in leichtem Spiel die Wogen der Zeit hinweg, um neuen Gestaltungen Platz zu schaffen. Schließlich teilt auch das Ganze der Menschheit diese Vergänglichkeit; dann war also alles Mühen der Weltgeschichte umsonst, die unermessliche Aufregung endet in das Schweigen des Todes. Es herrscht innerhalb der Zeit ein gewaltiges Kraftaufgebot, ein Jagen und Haschen nach Erfolg, ein rastloses Vorwärtstreben von einem Punkt zum andern, die zuversichtliche Hoffnung des Weiter- und Weiterkommens, schließlich aber war das Ganze vergeblich,

„viel Lärm um nichts“. Auf's stärkste widersteht der Selbsterhaltungstrieb der Ergebung in einen derartigen Abschluß. Und doch können wir uns ihm nicht entwinden, solange wir nicht in einem höheren Leben einen zeitüberlegenen Standort gewinnen. Was hilft es, Denkmäler von Stein und Erz zu schaffen, Berichte von großen Taten in unzugängliche Felswände einzugraben, gierig Ruhm als höchsten Preis des Lebens zu suchen? Der Untergang ist damit nur aufgeschoben. Der Kampf, die Zeit im unmittelbaren Leben des Menschen zu bezwingen, gleicht dem Unternehmen von Kindern, kleine Sandbauten der aufsteigenden Meeresflut entgegenzusetzen.

Wo aber findet sich das höhere Leben, dessen wir unbedingt bedürfen? Eucken behauptet, daß es in dem Christentum, das die Kirche lehrt, nicht zu finden sei; gegen dieses bringt er wieder allerlei Einwände vor, die er schon ehemals ausgeführt hat. Höchstens mit einem um- und „weiter“ gebildeten Christentum würde sich der Jenaer Philosoph zufriedengeben. Aber ebensowenig glaubt er, daß außerhalb des kirchlichen Christentums jemals in Altertum und Neuzeit etwas Befriedigendes aufgestellt sei. Er entwirft von der seelischen Lage des „modernen“, der Kirche fernstehenden Menschen ein trübes Bild.

„Die folgenden Untersuchungen“, so hebt das Vorwort an, „gehen von der Überzeugung aus, daß wir uns heute in einer geistigen Krise befinden, wie sie in solcher Tiefe und Weite die Menschheit noch niemals erlebt hat. Die Lebenszusammenhänge und mit ihnen die leitenden Ziele sind völlig erschüttert worden, und was als Ersatz geboten wird, das genügt dem geweckten Bedürfnis bei weitem nicht, das ist meist von kläglicher Flachheit. Die Menschheit — nicht alle einzelnen, wohl aber der Hauptzug des gemeinsamen Lebens — hat zuerst den Glauben an Gott verloren, dann den an eine der Welt innewohnende Vernunft. Sie beginnt nun auch den an sich selbst und damit den letzten Halt zu verlieren; im Gesamtergebnis wäre damit das Leben einer völligen inneren Leere und Sinnlosigkeit ausgeliefert.“ Die neue Zeit hat eine überwältigende Wendung zur sichtbaren Welt genommen und uns immer mehr in sie aufgehen lassen: diese wurde unsere Hauptwelt und der Hauptstandort unseres Strebens. Aber nachdem wir dem Glauben und den Anschauungen der Väter den Rücken gekehrt haben, liegt die Welt rätselhaft um uns, das dunkle Getriebe der Elemente läßt keinen Sinn und Zweck mehr erkennen, sie umfassen uns mit bloßer und blinder Tatsächlichkeit. Wir wissen auch nicht mehr, was wir selbst in der Welt sollen und welchen Zweck unser Dasein hat; wir zweifeln, ob es überhaupt einen hat. Die größten Fortschritte im Einzelnen können die Sinnlosigkeit des Ganzen nicht mehr verdecken. Damit stockt das Innenleben, und dessen Verblässen macht die moralische Regung matt. Der Charakter innerer Größe ist trotz allem äußeren Erfolg dahin. Wie sehr wir uns beim Streben nach dem Gewinn einer neuen Innerlichkeit „in einem unsicheren Suchen und Tasten befinden, wie sehr auch die Wege auseinanderführen und die Bestrebungen in ihrem Zusammenstoß sich gegenseitig schwächen, das steht viel zu deutlich vor Augen, um eines Wortes der Erörterung zu bedürfen. So geht denn die Bewegung zur sichtbaren Welt unaufhaltsam weiter und weiter, und immer deutlicher werden die Folgen,

welche das Stocken des Innenlebens mit sich bringt, immer größer damit auch die Spannung und die Zerküftung . . . Kurz, unsere Seele droht um so kleiner zu werden, je größer unsere Arbeit wird; Arbeit und Seele finden sich nicht zusammen. Das kann unmöglich so weitergehen" (S. 9 f.).

Und Eudens eigenes Heilmittel? Ach, daß es etwas Besseres wäre als jenes dämmerige „Geistesleben“, von dem er nun so oft geschrieben hat, ohne daß einem einzigen auch nur hätte klar werden können, was denn eigentlich es sei.

Wir hören von dem Gegensatz zwischen „Dasein“ und „Zatwelt“, von einer notwendigen Umkehrung des Lebens, so daß das „Dasein“, das bisher das Ganze des Lebens schien, zur bloßen Umgebung wird, von einem in uns aufsteigenden Selbst- und Urleben, einem zeit-, raum-, weltüberlegenen schaffenden Leben, das nur als selbständiges Ganzes der Wirklichkeit möglich sei, einem Selbstwerden und Selbstentfalten der Wirklichkeit, einem Beisichselbstsein oder besser Selbstschaffen des Lebens, einer Lebensordnung der Wesenserzeugung und Inhaltsbildung, einem schaffenden Beisichselbstsein mit seiner Wesenserzeugung und Inhaltsbildung. Eine neue Lebensbewegung soll im Menschen aufsteigen, bei ihm und unter seiner Mitwirkung zur Selbstvollendung streben und zugleich mehr aus ihm machen. Aus ursprünglichem Schaffen soll eine Welt entstehen, die wohl besser Inhaltswelt als Innenwelt heißt, um die Vorstellung eines gegenüberliegenden Äußeren fernzuhalten, da wir hier ganz in eine Eigenwelt des Lebens versetzt sind, die auch den Begriff eines Gegenstandes von sich aus hervorbringt. Die Überwindung der Kluft zwischen Mensch und Welt muß darin gesucht werden, daß mittels genannter Lebensumkehrung eine Versetzung in vollständiges Schaffen erfolgt und dieses damit unmittelbar zu unserem Selbst werden kann; so wird das schaffende Leben im Menschen zu einer Eigenwelt, ein Inhalt des Lebens entsteht, und der Durst nach Realität wird befriedigt. Damit allein werden wir selbständig gegenüber dem übermächtigen Zustrom der Umgebung. „Selbständig werden kann das Leben nur, wenn es nicht wie ein leeres Gefäß Sinn und Gehalt von draußen erwartet, sondern wenn es in sich selbst eine Bewegung trägt und einen Gehalt aus sich selbst erzeugt, wenn es aus eignem Vermögen einen Aufbau vollzieht und von diesem aus sich mit seiner Umgebung auseinandersetzt; selbständig werden kann es ferner nur, wenn es nicht an ein außer ihm gelegenes Sein gebunden ist, sondern wenn es das, was es überhaupt als Sein anzuerkennen vermag, aus sich selbst hervorbringt und von sich aus gestaltet, ohne das könnte es nie eine volle Wirklichkeit werden; vollauf selbständig werden könnte es endlich nur, wenn es nicht einen beschränkten Raum umschreibt, sondern wenn es sich zu einer unendlichen Welt erweitert, die nichts von sich ausschließt, nichts unberührt lassen darf.“ (S. 326.)

Was mag dies alles bedeuten? Vergebliche Mühe, es verstehen zu wollen, wenn man es nicht „erlebt“. Denn die Idee des absoluten Lebens könne dem einzelnen zu Lebensmacht und zur eigenen Überzeugung nur werden bei der Versetzung in jenes Selbstleben, wie denn überhaupt nach Euden Wirklichkeit bilden die unerläßliche Voraussetzung alles Erkennens ist.

Wir haben uns bereits früher einmal (84 [1913] 499 ff.) mit Eudens „Geistesleben“ auseinandergesetzt und gefunden, wie dieser „Ersatz“ für den Gottes-

begriff weder die Ursprünglichkeit noch die Unendlichkeit noch die Zeitüberlegenheit in sich trägt, wie sie unerläßlich wäre, und wie Eucken weder rechten Pantheismus noch rechten Theismus, weder rechten Monismus noch rechten Dualismus vertritt. Glücklicherweise empfindet er zuweilen die Lücken seines Lehrgebäudes selbst. So z. B. wenn er es als „Wunder der Wunder“ bezeichnet, wie das Ganze des schaffenden Lebens Selbsttätigkeit an der einzelnen Stelle weckt, sie eine Autonomie werden und selbständig mitwirken läßt (S. 323, 349), oder wenn er darstellt, wie die Kräfte des „Das-Ins“ gegenüber der „Gesamtbewegung“ eine gewisse Selbständigkeit haben (S. 407). Freilich, hier ist „das Wunder der Wunder“; aber wenn man nicht glatt zugibt, daß ein welterhabener Schöpfer in wahren und eigentlichem Sinne geschaffen hat, zieht man unweigerlich das absolute Leben von seiner Unendlichkeit, Unveränderlichkeit, Einheit, Ewigkeit herab; es hat dann entweder ein anderes, ebenso Ursprüngliches neben sich, oder es tritt in ihm selbst irgendwie Beschränktheit und Veränderung auf. Was will man lieber, Schöpfungs-„wunder“ oder Widerspruch?

Eucken spricht viel von geistigen Spannungen, Klüften, schwersten Fragen, Verwirklichungen. Eine arge Spannung besteht in seiner eigenen Lehre zwischen dem, was er als Bedürfnis unserer Seele aufstellt, und dem, womit er dies Bedürfnis zu stillen sucht. Nicht genug weiß er zu schildern, wie unsere Seele über alles hinausschweift, was Himmel und Erde bieten, und er mäkt auch am Christentum. Aber erfährt man, was er selbst anbietet, enttäuscht er. Seine Lebensarbeit empfiehlt sich gewiß, indem sie in idealem Schwung sich weit über die seines Jenaer Kollegen Haeckel erhebt; dennoch kann sie wegen ihrer Schäden und wegen ihrer Unklarheiten keinen Bestand haben.

Otto Zimmermann S. J.

Psychologie.

1. Psychologie. Von Adolf Stöhr. 8° (XVI u. 582 S.) Wien 1917, Braumüller. K 16.80 = M 14.—
2. Leib und Seele. Von Hans Driesch. 8° (VI u. 110 S.) Leipzig 1916, Reincke. M 1.80.

1. Der Inhalt des groß angelegten Werkes von Stöhr läßt sich etwa in folgenden Stichworten übersehen, die die einzelnen Abschnitte kurz bezeichnen: Die Methoden und Grundbegriffe der Psychologie (bis S. 62); Die elementaren Empfindungen, wozu hier auch die Gefühlselemente gerechnet werden (bis S. 180); Die simultane Apperzeption der Empfindungen, oder Sehraum, Tastraum, akustische Zusammenempfindungen (bis S. 234); Die simultane Disjunktion in Bewußtseinseinheiten, d. h. die metaphysischen Bedingungen dafür, daß verschiedene Iche existieren (bis S. 236); Die zeitliche Form der Empfindungen (bis S. 257); Die Unifikation von Empfindungen, besonders die binokulare Vereinigung (bis S. 290); Die Reproduktion von Bewegungen und Empfindungen oder das Gedächtnis (bis S. 330). — Einen längeren Abschnitt (bis S. 542) nehmen die Komplexe ein, worin unter anderem behandelt sind die Arten des Gedächtnisses, das Ich, die Erinnerung, die Erwartung zukünftiger Ereignisse, die Begriffsbildung, die sprachliche Einkleidung der Begriffe und Sprachpsychologie allgemein,